



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Maßgebliches und Unmaßgebliches

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichs Spiegel

Randglossen zur Heeresvorlage. „Die anfänglich frohe Stimmung, die der Plan der großen Wehrvorlage des Jubiläumsjahres erweckte, hat sich fast beängstigend schnell vermindert . . .“. Die Kreuzzeitung, die diese Worte in ihrer Nummer 159 vom 6. April schreibt, gibt damit zweifellos eine zutreffende Beobachtung wieder. Sie will die „partei politischen Auseinandersetzungen über die Deckungsfragen“ für den Niedergang der Stimmung allein verantwortlich machen. Sollte sie damit nicht eine bei den Rechtsparteien herrschende Abneigung gegen gewisse Deckungsvorlagen verallgemeinern? Es scheint mir nicht zuzutreffen, wenn das Blatt eine bedenkliche Stimmung lediglich bei der „gesamten demokratischen und auch schon einem Teil der liberalen Presse“ festgestellt hat, um dann verallgemeinernd fortfahren zu können: „Es werden Zweifel laut, ob denn die geforderte Verstärkung unserer Wehrkraft tatsächlich nationale Notwendigkeit ist. Die Erscheinungen der aktuellen auswärtigen Politik werden unter diesem Gesichtswinkel betrachtet, und die momentane Erhellung des vor kurzem noch und vielleicht bald wieder schwarzbevollkneten politischen Himmels nutzt man als Argument gegen die Wehrvorlage. Noch vor wenigen Wochen war man im ganzen nationalen Bürgertum ernst durchdrungen von dem Bewußtsein, daß unsere Wehrkraft baldigst auf das äußerste Höchstmaß der Leistungsfähigkeit gebracht werden müsse . . . Jetzt wird die gewiß magere Begründung der Wehrvorlage durch die Regierung auf ihre Zulänglichkeit untersucht und nicht recht für stichhaltig erachtet.“

Die Kreuzzeitung verschweigt eins: die völlige Kenntnis der Regierungsvorlage fordert nicht nur die Kritik der Liberalen und Demokraten heraus, sondern auch weit rechts stehender Männer, die die Kreuzzeitung nicht wagen würde mangelnden nationalen Verantwortungsgefühls zu zeihen.

So erscheint denn die Haltung des deutsch-konservativen Blattes auf den ersten Blick als eigentümlich und man könnte auf mangelhafte Information über die wahre Stimmung schließen, wenn nicht die Deutsche Tageszeitung zusammen mit der Kölnischen Volkszeitung den Kommentar zu den Ausführungen der Kreuzzeitung geliefert hätten. In der Deutschen Tageszeitung heißt es nämlich am 6. April: „Einstweilen kann er (der Beschluß einer Reichserbschafts- oder Vermögenssteuer) ebensogut dahin aufgefaßt werden, daß die Nationalliberalen der Regierung die Verantwortung für die Gestaltung der Besitzsteuer überlassen wollen; wie auch dahin, daß sie wirklich entschlossen seien, Arm in Arm mit der Sozialdemokratie, die am heutigen Sonntage in 61 Massendenkmalen in Groß-Berlin gegen die Wehrhaftmachung des Reiches protestiert, vor der Regierung den Gehlerhut einer direkten Reichsbesitzsteuer nach den Wünschen der Linken aufzurichten. Die Nationalliberalen stehen jetzt am Scheidewege; aber diesmal handelt es sich nicht nur um Steuerfragen an sich, sondern darum, in einer kritischen Lage für die Sicherheit des Reiches zu sorgen. Unter diesen Umständen wird man doch kaum glauben können, daß die nationalliberale Partei eine Haltung einnehmen werde, die nicht nur Beschaffung der nötigen Mittel für die Wehrkraft des Reiches in bedenklicher

Weise verzögern, sondern ganz in Frage stellen und die Nation inmitten einer unsicheren europäischen Lage in neue innere Wirren hineintreiben müßte.“

Noch deutlicher tritt die gekennzeichnete Tendenz im Leitartikel der Kölnischen Volkszeitung Nr. 294: „Wie wird's werden?“ zutage:

„Im Freisinn, heißt es da, spekuliert man jetzt schon auf Parteischachergeschäfte auch bei dieser Gelegenheit. Darum stichelt und bohrt und treibt die freisinnige Presse bei den Nationalliberalen, daß sie den alten Zankapfel der Erbschaftsteuer auch jetzt wieder unter die Parteien werfen und lieber das ganze Werk der Heeresvermehrung scheitern lassen sollen, als daß sie auf diese Parteiforderung im Interesse des Vaterlandes verzichten, welches die möglichst schnelle und möglichst einige Verabschiedung der Vorlage fordert . . .“

„Für den Augenblick wird die Frage: ‚Wie wird's werden?‘ zunächst sich an die Nationalliberalen wenden. Die Nationalliberalen können die Genugtuung empfinden, daß bei diesem großen nationalen Werk alles von ihnen abhängt. Bei dieser Genugtuung liegt allerdings auch die riesengroße Verantwortung für die nationalliberale Fraktion, daß eventuell das ganze Werk scheitern und in einer innerpolitischen Krise von unabsehbaren Folgen untergehen kann, oder doch um lange Monate verschleppt würde zum Schaden für das Vaterland und das deutsche Ansehen. Wenn den parteipolitischen Forderungen im Sinne des Freisinns gefolgt und die Erbschaftsteuer wieder als Zankapfel in die Beratungen hineingeworfen würde, dann trügen vor allem die Nationalliberalen die Verantwortung für alle Folgen in der inneren und äußeren Politik.“

Die Nationalliberalen haben auf die Drohungen der Rechten bereits durch den Mund ihres Führers Wassermann geantwortet. Der führte nämlich am Sonnabend in Hannover aus, der Standpunkt der nationalliberalen Partei sei der, „daß sie die Einführung einer allgemeinen Besitzsteuer, einer Reichsvermögens- oder Reichserbschaftsteuer nach wie vor als eine Notwendigkeit betrachtet.“

Wen wird nun die Schuld treffen, wenn die Heeresvorlage wegen der bei der Deckungsfrage eintretenden Schwierigkeiten nicht zustande kommen sollte?

Ich kann mir nicht recht vorstellen, daß die deutsch-konservative Partei lediglich aus Scheu vor einer bestimmten Steuerart, so sehr diese auch ihren Anschauungen zuwider laufen mag, das Odium auf sich nehmen wird, eine Heeresvorlage zu Fall zu bringen, ja auch nur ihre Durchführung zu verschleppen, von der selbst das Berliner Tageblatt sagt: „Kein Vaterlandsfreund verlangt eine glatte Ablehnung. Niemand ein für die erhöhte Kriegsbereitschaft verstümmelndes Streichen der Forderungen.“ Im übrigen zeigt schon dieses Zitat, wie unberechtigt die Verallgemeinerung der Kreuzzeitung bei Angabe der Gründe für den Niedergang der Stimmung ist.

* * *

Wenn die gehobene Stimmung bei Bekanntwerden der Regierungspläne tatsächlich einer ruhigeren, nachdenklicheren gewichen ist, so sind daran die Parteistreitigkeiten nicht Schuld, sondern Überlegungen sachlicher Natur. Die Streichungsvorschläge des Herrn Major Morath im Berliner Tageblatt kann ich natürlich nicht unter die sachlichen Vorschläge rechnen. Das sind offensichtliche Konzessionen an die demokratischen Tendenzen in der Redaktion des Blattes, soweit es sich um die fort-dauernden Ausgaben 1—24 handelt, und kaum ernst zu nehmende „Ersparnisvorschläge“ bei den einmaligen Ausgaben. Herr Morath will rund 75 Millionen Mark allein dadurch sparen, daß er die Mannschaften und Pferde statt in Kasernen in Wellblechbaracken beziehungsweise in Mieträumen unterbringt. Nun, wer einmal einige Wochen oder gar Jahre in der von Herrn Morath empfohlenen Weise untergebracht war, wird den Vorschlag richtig einschätzen: der größte Teil der „Ersparnis“ ginge drauf durch erhöhten Verschleiß an Mannschaften, Pferden und Material infolge von Krankheiten und Verletzungen, — von der Beeinträchtigung der Dienstfreudigkeit und des Dienstes und der Ausbildung gar nicht zu sprechen. Die anderen „Ersparnisvorschläge“ iragen so sehr den Stempel

kleinlicher Stichelei gegen die Monarchen, daß man ihre Bedeutungslosigkeit kaum zu widerlegen braucht. — Immerhin ist die Veröffentlichung solcher „Ersparnisvorschläge“ besonders deshalb zu bedauern, weil sie von einem preußischen Stabsoffizier a. D. ausgehen und dadurch den Anschein erwecken, als stellten sie lediglich die Wiedergabe von Wünschen aus der Armee selbst dar und verdienten darum besonderer Beachtung. In Wirklichkeit kann davon nicht die Rede sein und das Publikum wird lediglich von den Hauptpunkten abgelenkt, an denen die ernste Kritik anzusetzen hätte.

Von den einunddreißig Ersparnisvorschlägen Moraths weisen nur drei, nämlich die Punkte 10, 14, 15 auf wunde Stellen in unserer Armee hin. Punkt 10 führt auf die soziale Seite der Vermehrung der Offizierstellen um 4000 und auf die Frage des Unteroffiziersersatzes hin; Punkt 14 und 15 betreffen den Luxus vielartiger Uniformen und deren Garnierung mit allen möglichen Abzeichen. Es wäre sehr wünschenswert, wenn Sachkenner diese Frage im Reichstage einer eingehenden Prüfung unterziehen wollten und wenn insbesondere die Frage des Offizier- und Unteroffiziersersatzes, bei der Ausbildung und späteren Versorgung genau untersucht würde. Mir scheint es nunmehr an der Zeit, daß der Reichstag vom Kriegsministerium eine Denkschrift einforderte, die ein genaues Bild gäbe von der sozialen und wirtschaftlichen Lage der Offiziere und Unteroffiziere nebst Vorschlägen darüber, welche Mittel zu ergreifen wären, um die vielen Tausende von Offizieren, die vorzeitig ihre Militärlaufbahn beendigen müssen, besser zu befähigen, im Kampfe ums tägliche Brot auszuhalten, als wie es bisher geschehen. Das, was jetzt als „Offiziersversorgung“ vom Kriegsministerium betrieben wird, ist trotz bester Absichten unzureichend.

* * *

Den bedeutsamsten und ernstesten Einwand gegen die Wehrvorlage hat die Frankfurter Zeitung im Abendblatt ihrer Nummer 94 erhoben und damit ausgesprochen, was bis tief in die Reihen der Konservativen empfunden wird und am meisten geeignet ist, die Freude an der Heeresverstärkung herab-

zusetzen. Den Auffassungen des Frankfurter Blattes über die Unfruchtbarkeit der Heeresaufwendungen für die deutsche Volkswirtschaft vermag ich mich nicht anzuschließen. Der volkswirtschaftliche Effekt erscheint mir ziemlich gleichwertig für alle Arten des Verbrauchs; es ist vom Standpunkt der Handelsbilanz oder des Anlage suchenden Kapitals ziemlich gleichgültig, was mit Aussicht auf schnellen Verbrauch produziert wird: Spielfachen, Kanonen, Champagner oder dessous für die Halbwelt. Jede Branche wirkt befruchtend auf die Volkswirtschaft. Nur scheint mir, daß es wenige Industrien gibt, die durch ihre Eigenart sowohl, wie durch ihren Umfang geeignet sind, so stimulierend auf alle Gebiete der Technik, der Erfindungen und aller naturwissenschaftlichen Forschung zu wirken, wie gerade jene, die ausschließlich durch die Heeres- und Flottenrüstungen bestehen. Welche Kulturerrungenschaften müßten wir uns fortdenken, hätte es keine Kriege, keine Heere, keine Waffenfabriken gegeben! Der Kampf ist der Vater aller Dinge!

Aber in folgendem muß man der Frankfurter Zeitung zustimmen, wenn man lediglich an Handelswerte denkt: „Die Rüstungen schreibt sie, „entziehen die Menschen der Werte schaffenden Arbeit, und vor allem: ziemlich genau die gleiche Zahl von Menschen, die wir jetzt für den Heeresdienst ausheben, müssen wir Jahr für Jahr an ausländischen Wanderarbeitern aus unseren östlichen Grenzländern herbeiziehen, um unsere Bergwerke und vor allem unseren ostelbischen, getreidebauenden Großgrundbesitz nicht still zu legen. . . .“ Die Leser der Grenzboten erinnern sich vielleicht, daß ich dieselben Gedanken im Herbst vorigen Jahres aussprach (Heft 48), erinnern sich wohl auch des glänzend geschriebenen Aufsatzes aus der Feder des Raumburger Arztes Schiele „Die Schicksalsstunde der deutschen Landwirtschaft“ (Heft 22 von 1912). Die neue Heeresvorlage bedingt eine Vermehrung der slawischen Arbeiter um mindestens fünfzigtausend Kopf im ersten und um hunderttausend Kopf in den weiteren Jahren! Das ist nun ein Dilemma, dessenwegen wir zwar die Heeresverstärkung nicht vertagen dürfen, das uns aber doch zwingen sollte, auf Mittel zu sinnen, die einen Aus-

gleich zwischen den nationalwirtschaftlichen und nationalpolitischen Forderungen des Augenblicks herbeiführen könnten. Vom Kriegsministerium können wir in dieser Richtung eine Anregung kaum erwarten: Die Heeresleitung fühlt sich, und zwar mit Recht, zu sehr als rein technische Behörde, als daß sie geneigt sein könnte, die angedeuteten Verhältnisse zu studieren. Die Regierung versucht durch innere Kolonisation — leider unter ständigem Widerstande maßgebender konservativer Kreise — das Loch in unserer Bevölkerung zuzustopfen. Aber schneller wirkende Maßnahmen wird auch sie nicht bringen. Da ist es eine schöne Aufgabe für die nationalen Parteien, im Reichstage einzuspringen und die gangbaren Wege zu finden.

G. Cleinow

Philosophie

Philosophie und Einzelwissenschaften.

Das starke Anwachsen des philosophischen Interesses in weitesten Kreisen der Gebildeten ist eine der interessantesten und bedeutsamsten Erscheinungen im Geistesleben der Gegenwart. Für die wissenschaftliche Philosophie bedeutet diese Tatsache zugleich einen großen Vorteil und eine schwere Gefahr. Der Vorteil liegt auf der Hand. Wo viele Geister sich lebhaft regen, da ist unter sonst gleichen Umständen die Wahrscheinlichkeit, daß die Wissenschaft daraus Gewinn ziehe, größer, als da wo nur wenige Kräfte am Werke sind. Die Gefahr einer solchen geistigen Bewegung ist dagegen nicht so leicht erkennbar. Sie liegt darin, daß der Gewinn an Breite oft nur auf Kosten eines Verlustes an Tiefe erzielt wird. Dies ist die Gefahr, die jeder Art philosophischer „Aufklärungsbewegung“ innewohnt. Unser gegenwärtiges Zeitalter befindet sich nach der Ansicht vieler kundiger Beurteiler in einer philosophischen Aufklärungsbewegung. Zahlreiche akademische und literarische Erfahrungen bestätigen diese Ansicht. Wir haben daher die Pflicht, uns auf die Gefahren zu besinnen, die diese Bewegung auch heute wieder — wie schon so oft in der Geschichte der Kulturentwicklung — mit sich bringt. Gefährlich ist das starke Anwachsen der Anzahl der Zuhörer aller Alters- und Berufsclassen und beiderlei Geschlechtes in den Vortragsfölen, in denen

„populär-wissenschaftliche“ Vorträge philosophischen Inhaltes gehalten werden.

Der Begriff: populär-wissenschaftlich ist zwar an sich gewiß nicht widerspruchsvoll. Es ist theoretisch und auch praktisch durchaus möglich, Forschungsverfahren und Forschungsergebnisse einer Wissenschaft auch Leuten ohne besondere Vorkenntnisse innerhalb gewisser Grenzen zugänglich zu machen. Aber die Erfüllung dieser Aufgabe ist für den Lehrenden ganz außerordentlich schwer. Sie erfordert ein Einfühlungsvermögen, das nicht jeder Gelehrte besitzt. Ja, oft fehlt gerade den scharfsinnigsten und erfolgreichsten Forschern jede Fähigkeit für eine auch dem Laien verständliche Darstellungsweise ihrer Forschungsergebnisse. Auch auf Seiten des Hörers populär-wissenschaftlicher Vorträge müssen die Umstände besonders günstig liegen, wenn das Ergebnis ein erfreuliches sein soll. Halbverstandenes und Falschverstandenes ist schädlicher als Garnichtverstandenes. Alles dies trifft für die Philosophie in erhöhtem Maße zu!

Gefährlich ist ferner das geradezu bedrückende Anwachsen der literarischen Produktion auf philosophischem Gebiete. Es nehmen einen Raum von bedenklicher Breite ein die Bücher, in denen „de omnibus rebus et quibusdam aliis“ mit dem äußeren Anstrich der Wissenschaftlichkeit in Wahrheit aber mit größter Oberflächlichkeit gehandelt wird.

Solche Schriften, die von den Einzelwissenschaften einmütig als dilettantische Orientierungsversuche im unbekanntem Gelände abgelehnt werden, erscheinen dann mit der Etikette „Philosophie“ versehen auf dem Markte und finden oft bei einem breiten Publikum philosophischer Laien einen reizenden Absatz.

Die größte Gefahr dieser „Aufklärungsbewegung“ in der Philosophie der Gegenwart ist, daß sie eine Entfremdung zwischen Philosophie und Einzelwissenschaften herbeiführen droht. Eine bössige Trennung zwischen Philosophie und Einzelwissenschaften würde aber einem Zusammenbruch der Philosophie gleichkommen. Denn diese stellt den Versuch einer wissenschaftlichen Gesamtaufassung des Wirklichen dar. Sie wächst aus den Zusammenhängen des wissenschaftlichen Denkens hervor, macht dieselbe „Wirklichkeit“ zum Gegenstand ihrer Forschungen, die auch die Einzelwissen-

schaften zu ergründen suchen, und bedient sich dabei grundsätzlich derselben Mittel. Vielfach sieht man jedoch nicht auf diese wesentliche Übereinstimmung zwischen Philosophie und Einzelwissenschaften in den Mitteln, sondern rückt, unter einseitiger Betonung der Gleichheit des Zieles, die Philosophie von den Einzelwissenschaften ab und an Kunst und Religion heran. In der Tat streben Philosophie, Religion und Kunst alle drei nach dem gleichen Ziele einer Gesamtaufassung des Wirklichen. Aber während die Kunst dieses Ziel durch die sinnliche Anschauung und Gestaltung, die Religion auf der Grundlage des Gefühlserlebnisses zu erreichen sucht, will die Philosophie erkennen und verstehen, um zu allgemein gültigen, d. h. wissenschaftlichen Urteilen zu gelangen.

Die Vorurteile der Einzelwissenschaften gegen die Philosophie werden am besten dadurch beseitigt, daß man das Verhältnis zwischen beiden klar bestimmt. Ist die Philosophie Wissenschaft im gleichen Sinne wie die Einzelwissenschaften? Was führt alle Einzelwissenschaftler mit Notwendigkeit zur Philosophie hin? Die erste Frage hat man zu verneinen gesucht mit dem Hinweis auf die geschichtliche Tatsache, daß die heutigen Einzelwissenschaften der Reihe nach aus der ursprünglichen Vormundtschaft der philosophischen Mutterwissenschaft ausgeschieden seien. Dieser geschichtliche Vorgang soll ein Beweis sein für die systematische Tatsache, daß für die Philosophie nach endgültiger angemessener Verteilung des gesamten wissenschaftlichen Forschungstoffes nichts mehr übrig bleibe. Der Philosoph soll gegenüber den Einzelwissenschaftlern zu kurz gekommen sein, wie der Poet in Schillers „Teilung der Erde“. Aber jener Ausscheidungsprozeß, der sich im Laufe der geschichtlichen Entwicklung vollzogen hat, war niemals ein Auflösungsprozeß! Er bewirkte vielmehr nur die Trennung philosophischer und sonderwissenschaftlicher Probleme und Problemlösungen auf immer zahlreicheren und spezielleren Gebieten. Durch diesen natürlichen Entwicklungsgang wird die Philosophie nicht nur nicht vernichtet, sondern sie wächst durch ihn an Fülle und Reichhaltigkeit ihrer Wissensinhalte. Auch die in der Gegenwart sich vollziehende Verelbständigung der Psychologie unter dem Einfluß der experimentellen

Forschungsmethode wird der Philosophie keine Verarmung bringen. Denn die Trennung in experimentelle und philosophische Psychologie bedeutet ebensowenig einen Zerfall wie die Trennung der alten Physik in Naturwissenschaft und Naturphilosophie.

Worin liegt — zweitens — die innere Notwendigkeit, die alle Einzelwissenschaftler zur Philosophie hinführt, wenn sie ihre einzelwissenschaftlichen Probleme folgerichtig bis zu Ende durchdenken? Sie liegt darin, daß alles einzelwissenschaftliche Denken gewissen formalen Bedingungen seiner Gültigkeit unterworfen ist und sachlich von gewissen Voraussetzungen ausgeht. Jene Bedingungen untersucht die philosophische Disziplin der Logik, diese Voraussetzungen die Erkenntnistheorie. Die Logik fragt, welchen allgemeinen Gesetzmäßigkeiten denn die wirklichen Gegenstände unterliegen, wenn ich einmal von den besonderen Gesetzmäßigkeiten absehe, denen sie als Naturgegenstände oder als geistige Gegenstände unterworfen sind. Welches sind die allgemeinen Gesetze, denen die wirklichen Dinge gehorchen, noch über die naturwissenschaftlichen und geisteswissenschaftlichen Sondergesetze hinaus? So fragt die Logik. Und auch die Erkenntnistheorie hat es mit dem Wirklichen zu tun, sofern es ganz allgemein vom wissenschaftlichen Denken zum Gegenstand genommen wird. Alle Einzelwissenschaften machen — gleichviel um welches Forschungsgebiet es sich handelt — in gemeinsamer Weise gewisse Voraussetzungen. So setzen sie alle voraus, daß das Wirkliche aus einem Inbegriff von Dingen in Raum und Zeit bestehe, bei denen sich Vorgänge abspielen, die durch einen durchgreifenden Kausalzusammenhang miteinander verknüpft sind. Die Erkenntnistheorie prüft die Berechtigung aller dieser Voraussetzungen nach. Logik und Erkenntnistheorie bilden somit die beiden Hauptwege, die für alle Einzelwissenschaften in gemeinsamer Weise den Zugang zur Philosophie vermitteln. Daneben gibt es für jede besondere Einzelwissenschaft auch noch besondere Wege, die den unermüdblichen einzelwissenschaftlichen Forscher in das Land der Philosophie führen.

Die Philosophie darf kühnlich jedem Einzelwissenschaftler das Versprechen geben, daß sich

ihm Neues und Bedeutsames für den Zusammenhang seiner wissenschaftlichen Erkenntnis eröffnen wird, wenn er die Mühe nicht scheut, bis ins Innere des philosophischen Wissens vorzudringen.

Professor Dr. Richard Herberich in Bern

Anmerkung der Schriftleitung. Der Verfasser hat in einer kleinen Schrift, die „Philosophie und Einzelwissenschaften“ (Verlag von H. Francke, Bern 1913. Preis 1 M.) betitelt ist, den Gedanken, daß alle einzelwissenschaftlichen Betrachtungen, wenn sie folgerichtig zu Ende geführt werden, in die Philosophie münden, weiter auseinandergesetzt und die Sonderwege knapp skizziert. Wir möchten nicht veräumen, auf diese überaus klaren Darlegungen empfehlend hinzuweisen, weil sie sehr geeignet sind, die Stellung der Philosophie in der Gesamtheit der Wissenschaften und den Umfang ihrer Aufgaben zu beleuchten.

In dem Streite, ob die Psychologie auf dem gegenwärtigen Stand ihrer Entwicklung von der Mutterwissenschaft der Philosophie loszulösen und wie andere Wissensgebiete als selbständige Einzelwissenschaft neben sie zu stellen sei, hat der Altmeister **Wilhelm Wundt** nunmehr das Wort ergriffen. Daß der Gegenstand Beachtung verdient, geht aus dem Titel hervor, den Wundt seiner kleinen Schrift auf den Weg gegeben hat: „**Die Psychologie im Kampf ums Dasein**“ (Alfred Kröner Verlag in Leipzig, 1913). Eine Friedensschrift nennt er sie, weil sie auf die Schäden hinweist, die beiden Teilen aus der Trennung erwachsen würden und daher die Anträge auf Scheidung verwirft.

Die Forderung einer Trennung ist sowohl von „reinen Philosophen“ als auch von Psychologen erhoben worden. Erstere haben in einer Erklärung, die sie nicht nur an die deutschen Regierungen zu versenden gedenken, sondern auch dem großen Publikum durch die Presse bekannt geben wollen, von einem Notstand des philosophischen Unterrichts und der philosophischen Forschung gesprochen, der dadurch bedingt sei, daß unter Umständen philosophische Lehrstühle durch Psychologen besetzt werden. Das wachsende Interesse für philosophische Fragen fordert aber im Gegenteil

eine Vermehrung der philosophischen Professuren, namentlich auch rücksichtlich der verschiedenen Gebiete der Philosophie. Wenn also die „reinen Philosophen“ eine Trennung der Philosophie von der Psychologie befürworten, so geschieht es weniger aus Liebe zur Psychologie als aus Sorge um die Philosophie. Beachtenswert ist, daß die Erklärung ausschließlich die Beseitigung der experimentellen Psychologie aus dem philosophischen Lehrplan fordert.

Wenn nun ein Teil der experimentellen Psychologen selbst die Abtrennung der Psychologie von der Philosophie wünschen, so geschieht es natürlich aus wesentlich anderen Gründen. Sie machen geltend, daß nach dem gegenwärtigen Stand der Psychologie Angehörige anderer Fakultäten, vor allen die Mediziner, einer gründlichen Schulung in dieser Wissenschaft bedürfen und fordern den Nachweis einer eingehenden Beschäftigung mit ihr in einem Examen, das natürlich unabhängig von der Philosophie abzulegen wäre. In erster Linie ist es aber die Überbürdung der Dozenten, auf die hingewiesen wird: die Psychologen seien den steigenden Ansprüchen, die Forschung und Unterricht an sie stellen, nicht mehr gewachsen, wenn sie gleichzeitig die Philosophie vertreten sollen. Wundt hält nun die Einführung eines Examins in der Psychologie für Mediziner für ganz unzumutbar, da eine Überlastung der Kandidaten nur der Oberflächlichkeit Vorschub leisten würde; wenn aber die Dozenten sich durch die Philosophie überlastet fühlen und deshalb auf Trennung dringen, so glaubt Wundt darin eine Unterschätzung der Bedeutung der Philosophie für die Psychologie zu erkennen: Es gibt nämlich eine ganze Reihe von Problemen, die sowohl der Psychologie als der Philosophie angehören und überall, wo sich der Psychologe in die Probleme seiner Wissenschaft vertiefen will, bedarf er der Mithilfe philosophischer Betrachtung, die er, wenn sie von Wert sein soll, aus eigener selbständiger Arbeit gewinnen muß. Erkenntnistheoretische und metaphysische Erwägungen sind nicht aus der Psychologie zu bannen, deshalb gehört sie zu den philosophischen Disziplinen. Wenn aber die aus der Philosophie ausgeschiedenen Vertreter der Psychologie nicht mehr über

eine gründliche philosophische Bildung verfügen, liegt die Gefahr vor, daß die Psychologie auf unreifen metaphysischen Anschauungen aufgebaut werden könnte. Auch wäre es durchaus nicht ausgeschlossen, daß sie zu einer mehr technischen als wissenschaftlichen Disziplin würde, die in immer weiter fortschreitender Spezialisierung schließlich handwerksmäßig betrieben werden könnte. Der ganze Charakter der psychologischen Literatur der Gegenwart widerlegt die Behauptung, daß die vollständige Trennung der Psychologie von der Philosophie in der Wissenschaft selbst bereits eingetreten sei oder bald eintreten werde und demgemäß auch äußerlich ihren Ausdruck finden müsse. Zum Schluß wendet sich Wundt dagegen, daß die gesamte Psychologie „experimentell“ genannt werde, weil die psychologische Forschung durchaus nicht dort aufhört, wo die Anwendbarkeit experimenteller Methoden ihr Ende erreicht. Die Erforschung der Kinder- und Tierseele kann sich nur in beschränktem Maße des Experimentes bedienen und die Probleme des seelischen Gemeinschaftslebens sind ihm garnicht zugänglich. Aber gerade diese Probleme geben der Psychologie die Weite des Horizontes und führen zu einem Kontakt mit philosophischen Gebieten, etwa der Religionsphilosophie, der Ethik usw. Und nur, wenn die Psychologie in jene Zweiggebiete der Philosophie mündet, kann sie den Anspruch erheben, eine Grundlage der Geisteswissenschaften zu sein. Ihre vermittelnde Stellung zwischen den empirischen Einzelwissenschaften und der Philosophie vermag sie nur auszufüllen, wenn sie empirische Geisteswissenschaft und zugleich Teilwissenschaft der Philosophie ist.

Wenn Wundt aus den angeführten Gründen eine Ausscheidung der Psychologie aus der Philosophie durchaus nicht wünscht, so gibt er doch zu, daß Mißstände bestehen, die behoben werden müßten. Die Überbürdung der Dozenten könnte entweder durch eine Vermehrung der ordentlichen Professuren der Philosophie oder durch Heranziehung von Extraordinarien zu bestimmten Lehrfächern unter Teilnahme an den Doktor- und Staatsprüfungen beseitigt werden. Überdies wünscht Wundt, daß an den einzelnen Universitäten durch eine entsprechende Ausgestaltung eine größere Viel-

seitigkeit der „Richtungen“ gepflegt werden möge, als es jetzt der Fall ist. M. K.

Schöne Literatur

Der nackte Mann. Roman von Emil Strauß. S. Fischers Verlag, Berlin. M. 4.—

Hätte ich ein Gärtlein und ein Häuslein fein, ich tät es wohl umzäunen und baute an vier Ecken je einen festen Pfosten, viereckig, behaglich; nicht hoch, — so daß man sich bequem drauf lehnen könne zu einem Schwaz mit dem Nachbar, wenn er vorbeigeht. Selbstredend: ich innen — er draußen. Es ist immer heiter für den, der innen steht, daß ein anderer außen ist, selbst wenn es nichts zu bedeuten hat. Die Pfosten müßten aus hellgrünem Sandstein sein, und dann zög ich von einem zum andern aus rotbraunen Meisern einen Staudenhaag; wenn dann der Föhn seinen feuchten Pinsel übers Land streicht, dann schlagen die warmen roten Farbenwellen an das kalte Grün. Ich dächte dann an rotblauen Flieder, der in einem kaltgrünen Glase stünde. Auch würde ich an dem Haag Schlingbohnen pflanzen, nur ganz wenige, damit sie ihre launenhaften Windungen deutlich und ungehindert hinzeichnen: hellgrün aufbraunrot, und zum Maien glühten drinn der Bohnenblust abenteuerlich geschwungene rote Lippen.

Oder man könnte sonst trautfütze Wünsche haben, Wünsche, deren Erfüllung nicht glücklich, sondern erstheiter machen soll, oder vergnügt. An einem Juniabend durch eine süddeutsche kleine Stadt schlendern. Es muß nicht unbedingt Pforzheim sein, — wo in schlechtbeleuchteten Straßen hohe Giebel zu den Sternen ragen. Bei alledem hat eigentlich bloß Pforzheim mit dem lieben Buch von Emil Strauß etwas zu schaffen. Aber das Buch ist nun einmal ganz ungeeignet für eine richtig gehende Besprechung. Ein Künstler von geradezu unheimlicher Kenntnis der eigenen Mittel und seiner Möglichkeiten führt uns müde Menschen liebevoll an tausend großen Erschütterungen — worauf Hinz und Kunz seit jeher verfallen — vorbei; aber alle Saiten, die er unangeschlagen läßt, hören wir stets leise mitklingen. Ein reicher Verzichter, biegt er stets vor der Katastrophe ab. Die Tragik aller Dinge ruft er in uns wach, — ohne sie in den Ereignissen zum Bruch zu

führen. Solchen Verzicht können sich nur die Reichen leisten. Die gute Stadt Pforzheim bekommt um 1600 Handel mit ihrem Fürsten, dem Markgrafen Ernst Friedrich von Baden. Der Fürst ist kalvinisch, die Pforzheimer lutherisch: Bürgerfönn und Herrscherwille, mit allem was hüben und drüben klein und groß, erhaben und lächerlich, dumm-klug und klug-dumm der Zeiten lebendiges Kleid webt, heitert und düstert unser Herz da durcheinander. Daß den Gardehauptmann Gößlin — auch der Schneider kneise oder der Teufel hole: so einen Kerl kriegt man nicht bald los, selbst wenn man kein siebzehnjähriges „stiefelbraunes Maidelein“ ist — wie Strauß es liebt. Wie der in seinem lutherischen süddeutschen Pforzheim heimt und stammt und wurzelt, das ahnen die Pforzheimer nicht, die den Fürstentknecht in ihm schinden, und der Fürst nicht, sein Jugendfreund. Ja was weiß der Mensch, was er in einem Moment tun wird. Er reitet ja mit dem Fürst gegen Pforzheim. Und er, Gößlin, führt Brand, Tod, Vernichtung an, gegen Pforzheim. Es ist Abend. Die Lichter leuchten: „Markgraf, hier beginnt

Pforzheim“ und der Säbel fliegt ihm aus der Scheide: „Behre dich.“ Aber den Markgraf hat ein Schlagfluß erlöst — vor Kampf und Schuld. Übrigens ist das gar nicht so wichtig im Buch, wie sich hier anhört, steht auch bloß ganz zuletzt. Viel wichtiger ist, wie der Apotheker seine junge Frau ausschmollen läßt und das Brett drei Tage lang im Bette stehen läßt, das sie nach der Hochzeit hineingestellt, und überhaupt ist es äußerst wichtig, wie die zwei miteinander fertig werden, oder auch wie der Herr Oberbogat aus seinem offenen Fenster hinausfingt: „Herr, red du in unsere Seelen“, und wie er schließlich zur Stadt hinauszieht. In solchen Werken ist nichts weiter zu besprechen, sie sind, durch sich, gut und schlecht, zwei- und tausendseitig nach allen Richtungen, wie das Organische, das Lebendige.

R. M.

Die von R. M. Werner, dem wenige Wochen vor dem Hebbel-Jubiläum dahingeshiedenen hervorragenden Hebbelforscher in B. Behrs Verlag, Berlin-Steglitz, herausgegebene Säkularausgabe von Fr. Hebbels Werken ist bis zum 14. Band einschließlich

Pädagogium

Zwischen Wasser u. Wald äußerst gesund gelegen. — Bereitet für alle Schulklassen, das Einjährigen-, Primaner-, Abiturienten-Examen vor. Auch Damen-Vorbereitung. — Kleine Klassen. Gründlicher, individueller, eklektischer Unterricht. Darum schnelles Erreichen des Zieles. — Strenge Aufsicht. — Gute Pension. — Körperpflege unter ärztlicher Leitung.

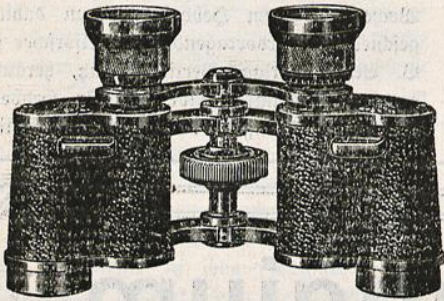
Waren in Mecklb.
am Müritzsee.

von dem Verstorbenen vollständig druckfertig hinterlassen worden. Die Besorgung des 15. und 16. Bandes, der zum großen Teil im Manuskript vorliegt, ist von Herrn Professor Dr. **Wahle** vom **Goethe-Schiller-Archiv** zu

Weimar freundlich übernommen worden. Es ist damit gewährleistet, daß die klassische Ausgabe vollkommen im Sinne Berners zu Ende geführt wird.

Nachdruck sämtlicher Aufsätze nur mit ausdrücklicher Erlaubnis des Verlags gestattet.
 Verantwortlich: der Herausgeber **George Kleinow** in Berlin-Schöneberg. — Manuskriptsendungen und Briefe werden behufs schneller Erledigung möglichst Dienstags und Mittwochs erbeten unter der Adresse:
 An den Herausgeber der **Grenzboten** in Berlin-Friedenau, Hedwigstr. 1a.
 Fernsprecher der Schriftleitung: Amt Umland 3630, des Verlags: Amt Bügow 6510.
 Verlag: Verlag der **Grenzboten** G. m. b. H. in Berlin SW. 11.
 Druck: „Der Reichsbote“ G. m. b. H. in Berlin SW. 11, Dessauer Straße 36/37.

Busch Prismen- Binokel



sind als

erstklassig
weltbekannt.

Bei allen Optikern vorrätig.

Kataloge kostenlos durch

Emil Busch, A.-G., Rathenow
Optische Industrie.

Gegründet 1800.

Gegründet 1800.

Wir bitten die Freunde der :: :: :: ::

Grenzboten

das Abonnement zum II. Quartal 1913
 erneuern zu wollen. — Bestellungen
 nimmt jede Buchhandlung und jede
 Postanstalt entgegen. Preis 6 M.

Verlag der
Grenzboten
 G. m. b. H.
 Berlin SW. 11.